



IRA
JANSSEN

ALL
to NO
AVAILABLE

BROKEN

all to no avail

all to no avail

Prolog

PART I

»Was soll der Mist?«

»Lenk nicht vom Thema ab!«

»Ich dachte, du wolltest nichts damit zu tun haben?«

»Du lügst aus Höflichkeit?«

»Eigentlich wusste ich nichts.«

»Normalerweise bin ich ganz erträglich.«

»Sag es nicht!«

»Ist das dein Ernst?«

»Das hat sich einfach ergeben.«

»Die Untragbaren wäre ein guter Bandname.«

»Das solltest du gar nicht mitbekommen.«

»Nur so als kleiner Tipp.«

»Wer ist nun der Dümmerer von uns beiden?«

»Das ist nicht meine Schuld.«

PART II

»Welche Ausrede hast du?«

»Gesund ist das nicht unbedingt.«

»Solange du nicht so stinkst wie jetzt.«

»Worauf willst du mit deiner kleinen Geschichte hinaus?«

»Du bist so primitiv.«

»Alles ist zwecklos.«

»Warum bin ich überhaupt hier?«

»Verschwinde!«

»Fühlt sich aber trotzdem gut an.«

»Leute, ich brauche mehr Kontext.«

»Also sei vorsichtig, was du dir wünschst.«

»Das klingt doch alles total logisch.«

»Wäre ich mal so dumm gewesen.«

»Keine Dementierungen?«

»Sag mir nicht, du bedauerst es!«

»Du wirst diesen Kampf verlieren.«

all to no avail-Reihe

Vom dunklen Funken: Erestra - Ira Janssen

GeM-279 - Ira Janssen

Impressum

all to no avail

ALL TO NO AVAIL

PART I & II

BROKEN

IRA JANSSEN

Prolog

Seine Hand schließt sich fest um meinen Hals. Er braucht nicht einmal seine Zweite, um mir die Luft abzuschneiden. Ich merke, dass er nicht seine ganze Kraft einsetzt, etwas hält ihn zurück. Woher ich das weiß? Keine Ahnung. Das Wissen ist einfach da. Tief in mir gibt es eine Gewissheit. Was sie besagt? Auch das weiß ich nicht. Genaugenommen weiß ich gar nichts.

Ich bin eine Kellnerin, jedoch keine besonders gute. Wobei das untertrieben ist. Vermutlich bin ich die schlechteste Kellnerin aller Zeiten, wenn man mir wegen des Services jemanden auf den Hals hetzt. Wortwörtlich.

Ein heiseres Glucksen entrinnt meiner Kehle, verstirbt aber sofort wieder, denn der Druck der Hand nimmt zu. Ganz ehrlich, ich kann nicht einmal sagen, warum ich lache. Es ist diese Gewissheit. Verdammte, ich wüsste so gern, was sie besagt.

Stattdessen stramble ich hilflos mit den Füßen, die einige Zentimeter über den Boden hängen. Meine Fingernägel bohren sich in seine Hand, in der Hoffnung, ihn durch Schmerzen zum Loslassen zu bewegen. Nichts geschieht. Entweder er spürt es nicht oder es ist ihm egal.

Erstaunlicherweise bereitet mir der letzte Gedanke mehr Pein als das qualvolle Ersticken. Es kann ihm nicht egal sein. Es *darf* nicht! Mein Herz zieht sich zusammen, als ob es in seinen Händen liegt und zerquetscht wird. Auch ohne seine

Hilfe ersticke ich in diesem Moment. Die Qual meiner Seele raubt mir den Atem.

Was bin ich für ein Mensch? In wenigen Augenblicken bin ich tot, erwürgt von einem Fremden. Dabei bereitet mir nichts mehr Schmerzen als die Frage, ob er darunter leidet.

Ich höre auf, mich zu wehren. Meine Füße werden still, die Hände sinken kraftlos. Vielleicht kommt der Tod schneller, wenn ich ihn lasse. Wenn ich ihn bereitwillig empfangen. Ein einfacher und kurzer Tod minimiert womöglich seine Pein.

Mein einfacher und kurzer Tod.

Wieder diese Frage. Warum? Nichts an seiner Handlung verrät mir, dass er leidet. Stoisch blickt mich die stahlblauen Augen an, auf meinen letzten Atemzug lauend. In ihnen gibt es kein endloses Meer, aufgewühlt von emotionalen Stürmen. Sie sind nur blaugrau mit einer kleinen, schwarzen Pupille.

Das ist falsch. So falsch. Doch wie es richtig sein sollte, weiß ich nicht. Da ist nur wieder die Gewissheit, dass nichts hiervon richtig ist. Nicht sein leerer Blick, die drückende Hand oder die Ruhe, mit der ich dem Tod entgegentrete. Normalerweise wehrt man sich, wenn man ermordet wird. Ich starre lieber in sein Gesicht und lasse den Tränen freien Lauf. Tränen, die durch meinen Herzschmerz entstehen, nicht durch den letzten Atemzug, der meiner Lunge entweicht.

PART I

WHAT KIND OF FOOL AM I?

September - November 532 n. V.

»Was soll der Mist?«

- Theia

Tagein, tagaus der gleiche Scheiß. Dabei immer die besten Zukunftsaussichten vor Augen: bis zum Lebensende tagein und tagaus weiterhin der gleiche Scheiß. Wer verspürte bei dieser Gewissheit den Drang, etwas zu ändern? Nur Idioten.

Herzlichen Glückwunsch, ich war der größte Idiot von allen. Eine Erkenntnis, die nicht neu war. Es gab wenige Momente in meinem Leben, in denen ich tatsächlich geglaubt hatte, es konnte besser werden. Entkommen aus einer wahrlich beschissenen Kindheit war es nur logisch, zu denken, die Zukunft hielt Großes für mich bereit. Schlimmer als das, was vorher war, konnte es schließlich nicht werden, oder?

Verdammt war ich naiv. Und dumm. Letzteres war den Umständen geschuldet, änderte trotzdem nichts an der Einfältigkeit dieser Hoffnungen. Man sollte meinen, irgendwann verschwand die Hoffnung und man akzeptierte das Schicksal. Vielen ging es so. Nahm ich zumindest an. Oder aber sie gehörten allesamt zu der Sorte Mensch, die ihr Leben nicht hinterfragten. Den Lauf hinnahmen und ihn als gut ansahen. Sie wurden geboren, erzogen, gebildet, eingesetzt und starben letztendlich. War das alles, was sie

im Leben erreichen wollten? Dem vorbestimmten Weg folgen?

Okay, vielleicht war ich nicht der größte Idiot. Immerhin hatte ich genügend Verstand, weiter zu denken. Zu ergründen und zu evaluieren. Mich speiste man nicht mit den Worten »weil es schon immer so war« ab. Weil etwas schon immer so war, bedeutete es nicht automatisch, dass es gut war.

Ganz im Gegenteil. Dem Trott der Allgemeinheit zu folgen, ohne Zweifel, ohne eigene Ziele, war hirnrissig. Wie entwickelte man sich als Gesellschaft weiter, wenn das Individuum eingeschränkt wurde?

Die Frau dort hinten auf der Parkbank war das perfekte Beispiel. Hübsch, jung und mit einem Baby auf dem Arm. Sie bekam ihr Geld nicht fürs Denken. Denn dann würde sie ihrem Kind nicht mit hoher Stimme sinnlose Worte entgegenschleudern. Aber man erwartete von ihr, eine gute Mutter zu sein, zu tun, was alle dämlichen Eltern taten.

Dabei hatte sie einen unverzeihlichen Fehler gemacht. Sie bekam ein Kind. Weil die Gesellschaft es verlangte. Ein Geschöpf, das nicht gefragt wurde, ob es geboren werden wollte. Ein weiteres Opfer gedankenloser Narren, die nur wegen ihrer eigenen Feigheit ein Wesen in die Welt setzten. Sie hatten nicht den Mut, sich gegen die Konventionen zu stellen. Ein Kind zu bekommen, gehörte zur Bürgerpflicht, zur Erhaltung der Menschheit. Und welche Menschheit wurde dadurch erhalten? Ein Kollektiv manipulierbarer Drohnen, die glaubten, selbst zu entscheiden, und dabei

genau das taten, was ihnen die Stimme der geheimnisvollen Drahtzieher sagten.

Es klotzte mich an. Ich hatte sie durchschaut. Ich war besser als sie. Na ja, zumindest war ich anders. Für sie war ich nur das kaputte Glied in ihrem Konstrukt. Zu unbedeutend, um beachtet, und zu wertlos, um repariert zu werden.

Ich war die Frau, die ohne Grund über den Rasen tanzte und das tat, was sich nicht gehörte. Zog Aufmerksamkeit durch negative Einflüsse auf mich.

Es war wunderbar.

Es war erhebend.

Es war Rebellion.

Dafür wurde ich weder verhaftet, noch erwartete mich eine andere Strafe als böse Blicke, trotzdem störte ich ihre perfekte Welt für einen Augenblick. Nicht, dass es meine primäre Absicht war. Ich wollte nur singen und mich bewegen. Mich voll und ganz der Musik widmen, die durch die Ohrstöpsel in mein Gehirn strömte.

Und das tat ich. Lautstark erhob ich meine Stimme wie die Sängerin, die mich aufforderte, mein Leben zu leben. Sie hatte einen Weg gefunden, ihre fehlende Gleichförmigkeit zu nutzen und ein Teil der Gesellschaft zu werden. Dafür liebte und verachtete ich sie gleichermaßen. Anpassung war der erste Schritt, sich selbst aufzugeben, allerdings die einzige Möglichkeit, zu überleben. Im Grunde tat ich es auch, nur verdiente ich nicht mein Geld damit, den Leuten vorzuschlagen, anders zu sein. Das konnte ich mir in meiner

Position nicht leisten. Im Gegensatz zur Sängerin war ich nur die Verrückte auf dem Rasen in einem riesigen Park in Glennis, obwohl wir prinzipiell das Gleiche taten.

*Sieh den Schein des Feuers,
hör das Dröhnen der Bomben!
Tanz mit mir bis zum Ende aller Tage!
Die Feinde sind wir, wir sind die Sieger.
Sieh den Tod der Welt,
hör das Schreien der Sterbenden!
Tanz mit mir bis zum Ende der Apokalypse!*

Mit geschlossenen Augen genoss ich die Blicke der Verachtung. Ich brauchte sie nicht sehen, um zu wissen, dass sie da waren. Die hübsche Frau mit dem Kind moserte mit Sicherheit, dass es ganz unpassende Worte für ein Baby waren. Doch statt selbst zu verschwinden, forderte sie meinen Abgang. Ein vorbeilaufender Passant stimmte ihr bestimmt zu.

Niemand von ihnen wagte es, das Wort an mich zu richten. Immerhin war ich die Irre, die ohne Grund tanzte und sang - mitten in der Öffentlichkeit. Sie waren besser als ich, glaubten sie. Ihre Überlegenheit ließ es nicht zu, dass sie sich mit mir auseinandersetzten. Es lohnte sich nicht, mit einer Aufsassigen zu reden. Zeitverschwendung.

Ich unterstellte ihnen nur Feigheit und Faulheit. Es färbte auf ihr Ansehen ab, sich mit mir abzugeben. Keiner von ihnen wollte das riskieren.

Um mich herum verlief der Tag wie jeder andere. Joggende Menschen, junge Leute, die auf einer Picknickdecke am Baum saßen, alte Greise, die wenigstens einmal in der Woche Teil der Gesellschaft werden durften, wenn ihre Angehörigen sich dazu erbarmten, mit ihnen spazieren zu gehen.

*Begonnen hat es mit Blut, Ignoranz und Angst,
enden wird es mit Glückseligkeit.
Im Licht der Vergessenheit wird die Asche verwehen,
sich dem Nichts hingeben.
Erwartest du Vergebung?
Erwartest du Reue?
Wie kannst du darauf hoffen, wenn die Welt zerbricht?*

Es wäre fantastisch, würden sich diese Liedzeilen als Wahrheit entpuppen. Diese Welt brauchte eine Apokalypse. Nicht zwingend jeder Mensch hatte grundsätzlich den Tod verdient. Keiner von den Personen um mich herum hatte mir etwas angetan, ich hasste sie nicht als Individuum. Ich hasste die Gesellschaft. Machte das einen Unterschied? Man konnte eine Menge nicht hassen, wenn man nicht auch ihre einzelnen Teile verabscheute? Wenn man so dachte, sollte man nicht darüber nachdenken, es überforderte nur.

Ich hatte nichts gegen diese Menschen, sie jedoch etwas gegen mich. Sie wünschten mir Schlechtes, damit es in ihrer heilen Welt wieder so verlief, wie sie es erwarteten. Das konnte ich ihnen verzeihen. Hieß nicht, dass ich ihnen den

Gefallen tat, aufzuhören. So sehr ich mich auch über die Reaktion freute, ich sang nicht, um sie zu ärgern.

Singen war Freiheit. Für ein Lied tauchte ich in eine andere Wirklichkeit ab. Meine Wirklichkeit. Sie war betörend. Sie war orange und sie war meins. Niemand anderes konnte Anspruch darauf erheben. Wenn ich die Augen schloss, verschwand das kalte Blau der Welt, in die ich hineingeboren wurde. Es erstrahlte eine Wärme, umhüllte mich mit dem Kokon der Einsamkeit.

Ich liebte diesen Kokon. Heute füllte ich ihn mit Musik. Erweiterte ihn, indem ich meinen ganzen Körper von den Tönen beeinflussen ließ. Streckte meine Arme in die Luft, ballte Fäuste, bewegte den Kopf im Takt des Schlagzeuges auf und ab. Sang zu einem imaginären Publikum, das wie ich diese Musik liebte. Verlor mich in der Melodie, im Text, in der neuen Wirklichkeit.

Hier gab es keinen Hass, keinen Argwohn und keine Unterschiede. In diesem winzigen Teil des Universums herrschte vollkommene Glückseligkeit. Gut, das war etwas übertrieben. Beim Versuch, mich von der grausamen Welt abzuschotten, regte ich mich mehr über das auf, was außerhalb war, als mich auf die orangene Blase zu konzentrieren. Leider hatte ich es bisher noch nicht geschafft, mich in Ekstase zu tanzen. Immer wieder drangen die kleinen, negativen Gedanken in mein Bewusstsein. Zumindest war ich mir dessen bewusst, kämpfte dagegen an. Konzentrierte mich auf den Text, auf den Rhythmus, Hauptsache nicht auf die Welt, die ich vergessen wollte.

Zu schön war die Vorstellung, mich ganz abzuschotten. Deswegen versuchte ich es immer wieder, scheiterte jedes Mal kläglich. Das war der Kreislauf meines Lebens. Ein Trost war es, dass niemand mein Scheitern erkannte. Es war lediglich in meinem Kopf. Für alle anderen war ich weiterhin die nervige Frau auf dem Rasen, die einen Scheiß auf gesellschaftliche Konventionen und Anstand gab. Diese Feststellung glich das Scheitern aus.

Irgendwann erreichte ich schon noch den Punkt, an dem mir alles egal war. An dem es nur mich und die Musik gab. Bis dahin erfreute ich mich an den kleinen Dingen des Lebens.

Dazu gehörte nicht der Schmerz, der mich plötzlich aus der Wohlfühlblase riss. Etwas traf mich mitten im Gesicht, entfachte innerhalb weniger Sekunden ein Feuer auf meiner Wange. Ich taumelte zur Seite, hatte damit zu kämpfen, den Schmerz zu ertragen und gleichzeitig das Gleichgewicht zu halten. Es brauchte zwei Schritte, bis mir Letzteres gelang. In der Zeit hatte ich instinktiv meine Hand auf die Wange gelegt, als ob es den Schmerz lindern konnte.

Verwirrt suchte ich in der kalten, blauen Welt, in der ich wieder war, nach der Ursache für die Störung. Meine Augen fanden die Faust, die mich getroffen hatte. Sie war bereit, ein zweites Mal zuzuschlagen. Schnell wich ich nach hinten aus, spürte den Luftzug des Schlages auf der erhitzten Wange. Das war knapp. Hastig riss ich mir die Ohrstöpsel heraus.

»Was soll der Mist?«, brüllte ich, was sogleich mit einer weiteren Welle des Schmerzes quittiert wurde. Meine Wange fand das Sprechen äußerst ungünstig.

»Verpiss dich, Shu-Ai. Du hast hier nichts zu suchen«, spie der unbeherrschte Mann.

Seine braunen Augen funkelten mich böse an, alles an ihm verdeutlichte seine Wut. Für jemanden, der aussah, als wäre er gerade erst volljährig geworden, hatte er sehr viel Zorn in sich. Er war nicht wütend auf mich als Individuum, das wurde mir sofort klar. Dieser Kerl war ein verdammter Rassist, der sich von der Darstellung meiner Freiheit angegriffen fühlte. Ich dachte eigentlich, die Schläger-Rassisten hatten sich alle aufs Land verzogen, nachdem man ihnen ihre Rechte zur Züchtigung der Shu-Ai und Apai nahm. Offensichtlich geriet ich an ein seltenes Exemplar, das weiterhin in einer weltoffenen Stadt lebte.

Womöglich lag es auch an den Substanzen, die er zu sich genommen hatte. Seine Pupillen waren weit geöffnet, rote Punkte in seinem Gesicht, zittrige Hände. Ganz eindeutig war er auf Drogen und es war ihm vollkommen egal, dass er gerade eine Straftat begangen hatte. Immerhin hatte der zugedrohte Scheißkerl ja auch nichts zu befürchten. Selbst wenn die Bewahrer kamen, war ich es, die dafür angeklagt wurde, mit dem Gesicht in die Faust dieses unschuldigen Bürgers Krepliens gelaufen zu sein.

Mit einem gereizten Schnauben akzeptierte ich diese Erkenntnis. Was konnte ich auch dagegen machen? Es auf die Spitze treiben! Was anderes blieb mir nicht übrig. Wenn

ich schon die Konsequenzen tragen musste, dann sollte es sich wenigstens lohnen.

»Laut dem Vereinigungsgesetzbuch, Paragraph 2938, habe ich jedes Recht, hier zu sein. Solltest du wissen, *deine* Leute haben es geschrieben und verifiziert«, antwortete ich unschuldig.

Wieder holte er mit der Faust aus, doch diesmal war ich darauf vorbereitet. Ich hechtete zur Seite und brachte zwei Meter Abstand zwischen uns.

»Das Gesetz wurde von Ver ...«

»Wurde von Verrätern und Bruchstückfeinden geschrieben, ich weiß. Lasst euch mal ein neues Argument einfallen«, grätschte ich genervt dazwischen.

Diese Worte hörte man von jedem Rassisten. Sie fühlten sich beleidigt und hintergangen, weil vor über hundert Jahren endlich mal clevere Menschen an der Macht waren und die Unterdrückung, Ausbeutung und Sklaverei der Shu-Ai sowie Apai verboten.

Plötzlich mussten die Krepplien ihre Arbeit selbst verrichten, wie blöd! Dann wurden sie gezwungen, ihr Eigentum in die Freiheit zu entlassen, und durften es nicht mehr massakrieren und töten. Welch Frevel.

Dreckige Bastarde. Allein dafür, dass er sich als Opfer sah, hatte der Kerl es verdient, einen heftigen Tritt in die Eier zu bekommen. Nur leider war das nicht meine Stärke.

»Du verfickte Shu-Schlampe!«, knurrte er, dann sprang er auf mich zu.

Mit dieser Aktion hatte ich nicht gerechnet. Bevor ich mich entschieden hatte, in welche Richtung ich ausweichen sollte, landete er mit seinem ganzen Gewicht auf mir und riss mich zu Boden. Hart schlug mein Kopf auf den Rasen. Er hatte sich auf mich gesetzt, die Knie auf den Armen, sodass eine Gegenwehr unmöglich war. Egal wie viel Kraft ich aufwandte, es reichte nicht, um mich zu befreien. Zwei weitere Schläge kassierte ich, niemand griff ein.

Wunderte es mich? Ehrlich gesagt nicht. Zum einen mischte man sich nicht in fremde Angelegenheiten ein, zum anderen tat dieser Junkie das, was sich alle in ihrem Geist vorstellten, sich aber nicht trauten, es umzusetzen.

Ich konnte ihre Freude förmlich spüren. War allerdings doch zu sehr abgelenkt von dem Schmerz, der sich in meinem ganzen Körper ausbreitete. Die Arme wurden zerquetscht von seinen Knien, die Wange war nicht mehr nur errötet, das Blut rann aus einigen offenen Wunden. Er traf auf die Nase, das war übel. Sehr übel.

Sein Gesicht verschwamm vor meinen Augen, ein kleiner, schwarzer Ring bildete sich in meinem Blickfeld. Nicht mehr lange und ich verlor das Bewusstsein. Entweder er beließ es dabei oder er machte dem Ganzen ein Ende. Beides war mir recht. Wobei ich doch meinen Favoriten hatte. Nur gönnte ich es diesem Rassistenschwein nicht. Also musste ich überleben. Nur wie?

Mir fiel keine Antwort darauf ein. Mein Kopf war gefüllt mit Schmerz, der durch jeden weiteren Schlag zunahm. Da

war kein Platz für gute Ideen. Dazu kam meine körperliche Schwäche. Das nannte ich mal ein Dilemma.

Ohne Vorwarnung verschwand das Gewicht auf dem Torso und den Armen. Es folgte kein weiterer Schlag. Für gewöhnlich lösten sich meine Probleme nicht von alleine. Keuchend richtete ich den Oberkörper auf, stützte mich auf die Unterarme. Es war schwer, in meinem benommenen Zustand die Situation richtig zu deuten.

Diesmal hatte der Junkie eine Faust im Gesicht. Dann traf ein Fuß seinen Brustkorb. Das Knacken hörte man sicher noch am anderen Ende der Stadt. Bei dem Geräusch zuckte ich zusammen. Da war mehr als nur eine Rippe gebrochen. Was der Typ vermutlich nicht mal mitbekam, denn er flog durch den Tritt einige Meter weit, landete mit dem Rücken auf den Pflastersteinen des Parkwegs. Er bewegte sich nicht mehr.

In diesem Augenblick war ich sehr froh, vom Rassistenarsch geschlagen worden zu sein und nicht von der Person, die mit einem Fußtritt einen Kerl meterweit fliegen lassen konnte.

Allerdings verschwand die aufkommende Heiterkeit darüber, als der unverhoffte Retter auf mich zukam. Vielleicht wollte er die ganze Sache beenden? Hoffentlich nicht. Zwar konnte er mir mit Sicherheit den Schädel innerhalb von Sekunden zertrümmern, was ein schneller Tod wäre, aber ob er mir den Gefallen tat?

Aufgebracht versuchte ich mich aufzurappeln, bevor er bei mir ankam. Blut von der Schläfe rann in mein Auge,

nahm mir die Sicht und somit den Anker für mein Gleichgewicht. Ich fiel wieder auf meinen Hintern, nur um einen Augenblick später am Arm gepackt zu werden.

Als ob ich nichts wog, hob der Fremde mich hoch und ließ erst los, als er sicher war, dass ich einen festen Halt hatte. Das machten Menschen normalerweise nicht, wenn sie jemanden verprügeln wollten. Oder er gehörte zu der Sorte Zuckerbrot und Peitsche. Eine Gänsehaut lief mir über den Rücken. Sie wurde unterbrochen von einem Gegenstand, der mir mit Wucht gegen die Brust gedrückt wurde. Instinktiv umklammerte ich meinen Rucksack.

»Verschwinde hier.«

Verwirrt blickte ich vom roten Stoff des Rucksacks hoch ins Gesicht des Mannes, der mich allen Anschein nach wirklich nur gerettet hatte. Seine blaugrauen Augen waren stechender, als jeder Dolch es sein konnte. Angst und Neugierde schrien ihre Bedenken in meinen Kopf, bemüht, die Vorherrschaft zu erringen. Im Endeffekt sorgte es nur dafür, dass ich starr in sein Gesicht schaute.

Er verzog keine Miene, seine Stirn lag in Falten. Es waren vier Stück, die Unterste geteilt. Warum zählte ich das? War bestimmt die Gehirnerschütterung.

Alles an ihm schrie nach Gleichgültigkeit. Seine Haltung, seine Augen. Er hatte mir gerade vermutlich das Leben gerettet und einen Mann quer durch den Park getreten. Dennoch sah er aus, als ob es ihn nicht tangierte.

Scheiße, er hatte den Gemütszustand erreicht, den ich mir immer erhoffte. Sollte man Neid empfinden, nachdem

einem das Gesicht massakriert wurde? Eigentlich hätte ich mich vor Schmerzen winden müssen, doch ich glotzte weiter wie der letzte Idiot und fragte mich, wie er das anstellte. Die Verletzungen würden mich noch tagelang begleiten, die Chance, sein Geheimnis zu erfahren, bot sich mir nur jetzt. Oder auch nicht.

Die altbekannte Sirene der Bewahrer drang in mein Ohr. Ja, ich sollte verschwinden. Jedoch wollte ich auch unbedingt das Rätsel lösen. Leider gab mir der Fremde mit den stechenden Augen keine weitere Sekunde, ihn anzustarren oder gar zu fragen. Er drehte sich schweigend um, verschwand in der Menge, die sich mittlerweile um den Schauplatz versammelt hatten. Wenigstens konnte ich ihn in der Hinsicht gleichkommen. Schwankend lief ich in die andere Richtung. Ihn zu verfolgen, war sinnlos, dafür war ich zu geschwächt.

Das ärgerte mich mehr, als dass meine Nase von einem Rassisten gebrochen wurde.

»Lenk nicht vom Thema ab!«

- Sedna

»Du hättest die Bewahrer rufen sollen, Theia! Die hätten den Kerl festgenommen«, sagte Sedna aufgebracht.

Die Blonde hielt mir ein sauberes, nasses Tuch entgegen. Mein Gesicht war zu geschwollen, als dass ich auf diese Worte mit einer hochgezogenen Augenbraue und einem herablassenden Lächeln antworten konnte, wie ich es im Normalfall täte.

»Das hätten sie nicht«, antwortete ich stattdessen.

Ein lautes Zischen entfuhr mir, sobald das Tuch die offene Wunde an meiner Stirn berührte. Mein Schädel pochte unerträglich, der stechende Schmerz unterbrach das Dröhnen alle paar Sekunden. Abwechslung musste sein.

»Natürlich hätten sie es. Er hat dich ohne Grund angegriffen.«

Sedna war eine wirklich nette Person. So nett, wie man es nur sein konnte, wenn man eine Kreplien war. Sie gehörte zur zweiten Generation, die in einer Welt lebte, in der meinesgleichen theoretisch die gleichen Rechte besaß wie ihre Rasse. Die Gräueltaten ihrer Vorfahren kannte sie nur aus Lehrbüchern. Seit wir uns das erste Mal begegneten, glaubte sie daran, dass alle Angriffe auf die Shu-Ai und Apai traurige Einzelfälle waren. Einzelfälle, die gehäuft und organisiert vonstattengingen.

Aber wer war ich, ihr die Naivität zu nehmen? Wäre sie nicht so gutgläubig, hätte sie mir kein Zimmer untervermietet. In dieser Gegend lebten wenige Shu-Ai, wir konnten es uns schlichtweg nicht leisten. Es sei denn, man hatte extrem viel Glück im Leben, ein unerschütterliches Durchhaltevermögen oder eine herzensgute Person wie Sedna. Selbst nach meinem Studium war es unwahrscheinlich, dass ich mir jemals eine Wohnung in diesem Teil von Glennis leisten konnte.

»Er hatte einen Grund: Ich habe unverfroren gesungen«, spottete ich.

Mit eisernem Willen hielt ich das nasse Tuch immer wieder an die Stirn, wischte den letzten Rest Blut weg. Es offenbarte das ganze Ausmaß des Angriffs. Die linke Hälfte meines Gesichts war angeschwollen, es bildeten sich langsam dunkelrote Flächen, die spätestens morgen früh dunkelblau waren. Meine Nase hatte einen deutlichen Knick. Das erkannte ich selbst durch das zugeschwellene Auge. Das Reinigen der Wunden war der einfache Teil gewesen. Jetzt kam die Kür.

Nicht zum ersten Mal richtete ich meine Nase selbst. Man konnte fast sagen, ich war geübt darin, tat es trotzdem nicht gern. Ich gab Sedna das Tuch zurück, bevor ich meine beiden Zeigefinger an die Nase legte, die Hände davor verschloss und mit einem kurzen, heftigen Druck die Knorpel in die richtige Position schob. Mir stockte der Atem. Das Knacken war halb so schlimm wie das Brechen der Rippen des Junkies, dennoch hallte es in meinem Kopf

wider, nahm mir für einen kurzen Augenblick sämtliche Gedanken. Schnell hielt ich mich am Waschbecken fest, denn ich drohte, nach hinten zu kippen. Sedna hatte mir geistesgegenwärtig eine Hand auf den Rücken gelegt, um mich zu stützen.

»Wenn du schon nicht die Bewahrer rufen willst, hättest du wenigstens ins Krankenhaus gehen können«, moserte sie.

»Dort stellen sie nur Fragen. Außerdem wäre ich dann vermutlich morgen Mittag irgendwann dran. Von den Kosten fange ich gar nicht erst an.«

Krankenhäuser waren nur etwas für Menschen, die es sich leisten konnten. Und Kreplien waren. Es war wie eigentlich alles auf den Geeinten Bruchstücken. Doch ich sprach es nicht aus, war eh vergebens.

»Ganz ehrlich, wie hältst du das aus?«

Skeptisch drehte ich mich zur Seite und betrachtete meine Mitbewohnerin. Ihre blauen Augen fixierten mein Gesicht, dann wanderten sie zu meinen Armen. Ich folgte dem Blick. Oh, hatte ich nicht bemerkt. Die Stellen am Oberarm, auf denen der Bastard seine Knie abgestützt hatte, waren dunkelrot. Auf meiner weißen Haut bildete es einen absurden Kontrast.

»Sind die Gene«, meinte ich mit einem Achselzucken. »Meinen Vorfahren wurde jahrhundertlang Schlimmeres angetan, wir haben uns wohl einfach daran gewöhnt.«

»Das ist grausam«, seufzte Sedna.

»Das ist die Realität.«

Ich warf einen letzten Blick in den Spiegel. Der Unterschied zwischen Sedna und mir bestand nicht nur in den Verletzungen. Ihre rosige Haut strahlte nicht, weil sie Schläge abbekam. Als Krepplien hatte sie einen von Natur aus schönen Teint. Dazu kamen ihre blonden, glatten Haare und die strahlenden, blauen Augen. War nur ein Zufallsprodukt der Genetik. Sie hätte auch braune oder rote Haare haben können, genau wie jede erdenkliche Augenfarbe. Die Krepplien waren nicht in ihrem Aussehen eingeschränkt wie die Shu-Ai. Unsere Haare waren immer schwarz und unsere Augen weiß. Heute bildete ich eine Ausnahme.

Eine Hälfte des Gesichts war schneeweiß, die andere erstrahlte in diversen Schattierungen von Rot-Blau. Der Kerl war eindeutig Rechtshänder. Bei der Überlegung zuckte mein Mundwinkel kurz nach oben. Es war nicht lustig, aber mit Humor und der Konzentration auf Unwichtigkeiten konnte ich am besten damit umgehen. Schon immer war das für mich eine funktionierende Methode. Das musste ich Sedna nicht auf die Nase binden, vor allem nicht, da sie mir die Sache mit den Genen abkaufte. Ich selbst fand die Erklärung auch viel schöner als die Wahrheit. Also wurde sie zu meiner neuen Wahrheit. Wer wollte es mir verbieten?

»Ich mach dir einen Tee.«

Sedna hatte zu ihrer altbekannten Fröhlichkeit wiedergefunden, mit der sie ständig alles Schlechte auf dieser Welt besiegen wollte. Ihr Pferdeschwanz wackelte freudig hin und her, als sie mit gazellenartigen Schritten das

Badezimmer verließ. Wäre ich auch ein unverbesserlicher Optimist geworden, wenn ich hier aufgewachsen wäre? Schwer vorstellbar.

Vor allem war es eine gruselige Vorstellung. Ich war dann doch lieber ich selbst mit meinem brutalen Realismus und dem messerscharfen Verstand. Dass ich dafür in der Öffentlichkeit verprügelt wurde, nahm ich gern in Kauf. Eigentlich nicht, aber hier ging es nur ums Prinzip.

Ich folgte ihr in die Küche. Mir war mehr danach, mich in mein Bett zu legen und zu hoffen, nach dem Aufwachen stellte sich alles als Traum heraus. Die Kopfschmerzen hinderten mich daran, die Ereignisse intensiv zu hinterfragen. Trotzdem drängte sich immer wieder ein Gedanke in den Vordergrund.

Wer war der Kerl mit den stahlblauen Augen? Warum hatte er mir geholfen? Ganz eindeutig war er ein Krepplien mit seiner rosigen Hautfarbe und den dunkelbraunen Haaren. Männer mit seiner Statur waren eher dafür bekannt, es dem Junkie gleichzutun statt eine Shu-Ai zu retten. Wozu trainierte man sich sonst solche Muskeln an?

Mir fiel keine passende Antwort auf meine selbstgestellte Frage ein. Das war frustrierend. Heute war ich zu nicht mehr viel in der Lage. Der Tee half mir nicht. Dennoch ließ ich mich auf einen der Stühle fallen, die Beine legte ich auf den Sitz gegenüber.

War nicht ansatzweise so gemütlich wie die Couch, aber allemal besser, als zu stehen.

»Mich ärgert es am meisten, dass ich einen Ohrstöpsel verloren habe«, begann ich. »Ich mein, er hätte zumindest den Anstand haben können, mir eine Sekunde zu geben, bevor er auf mich springt.«

»Das ärgert dich?« Sedna warf mir einen kritischen Blick über die Schulter zu. »Du bist eine merkwürdige Frau, Theia Orionis.«

»Natürlich ärgert mich das. Die Dinger sind teuer. Ich habe ein Jahr lang Übersetzungen für dubiose Kontaktanzeigen gemacht, damit ich sie mir leisten konnte. Ich ertrage nicht noch mehr Lobpreisungen von Körperteilen, die nicht dem Standard entsprechen.«

Angewidert verzog ich mein Gesicht bei der Erinnerung an diese Beschäftigung. Sie brachte gutes Geld und den Auftraggebern war es egal, welcher Rasse ich angehörte. Sie hatten mich niemals gesehen und meine Arbeit geschätzt. Trotzdem legte ich keinen Wert darauf, meine Fähigkeiten nochmal für diesen Mist zu verschwenden.

»Wozu willst du damit wieder anfangen? Du hast doch den Job bei dieser Redaktion«, fragte die Blonde, während sie das kochende Wasser in die Kanne goss.

Es war ihr Glück, dass sie mich nicht ansah, sonst hätte sie meine volle Herablassung erblickt. Selbst mit einem geschundenen Gesicht erkannte man sicher die Verachtung, die ich in diesem Moment für sie empfand.

Nicht selten sagte sie naives Zeug, doch solche törichten Aussagen überraschten mich. Es tat mir leid, schlecht über Sedna zu denken, aber was blieb mir anderes übrig? Sie war

ein verwöhntes, gutgläubiges Krepplien-Kind. Ihre Eltern bezahlten ihr Studium, ihre Wohnung, ihre täglichen Ausgaben. Für sie war ein Job nur dafür da, sich Geld für Aufmerksamkeiten zwischendurch zu verdienen. Also konnte man ihrer Meinung nach auch ohne Probleme auf einen verzichten.

Wie sollte ich jemanden mit dieser Einstellung erklären, dass mein ganzes Geld für die Miete, den exorbitanten Studiengebühren und Essen draufging? Genau genommen reichte es nicht mal jeden Monat für Letzteres, aber ich war genügsam. Doch das bekam sie nur nie mit.

Sedna drehte sich um, dann stellte sie die Kanne auf den Tisch. Mittlerweile hatte ich meine Gesichtszüge wieder so weit unter Kontrolle, um ihr ein halbherziges Lächeln zu schenken.

»War nur ein spontaner Gedanke«, winkte ich ab.

Für Grundsatzdiskussionen fühlte ich mich nicht bereit. Mein Schädel wollte explodieren und die Haut im Gesicht spannte immer mehr. Dazu der Druck auf dem Unterkiefer und der penetrante Schmerz, sobald ich durch die Nase atmete. Konnte schlimmer sein.

»Wenn du willst, kannst du meine alten Ohrstöpsel nehmen, falls ich sie noch nicht weggeworfen habe«, bot die Studentin freundlich an.

Eine Nettigkeit verpackt in einer absolut unerhörten Verschwendung. Andere hatten nicht mal ein Paar Ohrstöpsel und sie überlegte, ob sie funktionierende Teile aussortiert hatte, nur weil sie neue besaß. Das ärgerte mich

maßlos, allerdings brauchte ich welche. Also setzte ich wieder das Lächeln auf und sagte artig: »Das wäre sehr nett, danke. Ich ertrage den Weg zur Uni sonst nicht.«

»Dann such ich sie dir nachher raus.«

Für eine Weile schwiegen wir. Ich beobachtete den Dampf, der aus der Tülle der Kanne emporstieg. In seichten Schwaden bahnte er sich den Weg aus dem Gefäß. Es war ein Leichtes, sich in den Bewegungen des Nebels zu verlieren, vor allem, wenn jeder andere Gedanke zu anstrengend war. Vermutlich wäre ich irgendwann eingeschlafen, hätte Sedna die Kanne nicht in die Hand genommen, um die Tassen zu befüllen. Wie aus einer Trance gerissen, blinzelte ich ein paar Mal, bevor ich wieder halbwegs ansprechbar war.

»Hast du eine Ahnung, wer dieser Mann war? Vermutlich kein Bewahrer, die treten für gewöhnlich niemanden.«

Zumindest traten sie keine Krepplien. Aber das Thema hatte hier immer noch nichts zu suchen. Stattdessen versuchte ich, mir andere Merkmale vom Fremden ins Gedächtnis zu rufen, die mir eine Antwort auf ihre Frage geben konnten.

»Er hat nicht zum ersten Mal jemanden getreten, das steht fest. Ich kenne niemanden, der es schafft, sein Bein mit Leichtigkeit auf Brusthöhe zu bringen und dann mit so viel Wucht gegen den Brustkorb zu treten, dass es einen meterweit wegschleudert. Die Bewahrer sind niemals so gut trainiert.«

»Ist vielleicht vom Militär«, mutmaßte die Blonde. Sie verzog ihren Mund, wie sie es immer tat, wenn sie angestrengt überlegte. »Ich kenne einige ziemlich kräftige Soldaten. Ist also nicht so abwegig.«

Zum ersten Mal heute bildete sich ein ernstgemeintes Grinsen auf meinen Lippen. Eine Augenbraue zog sich von ganz allein in die Höhe, als ich sie neugierig anblickte.

»Aha. Du hast also Soldatenerfahrung. Erzähl mir mehr.«

»Lenk nicht vom Thema ab. Wir wollen herausfinden, wer das war.«

Tadelnd hielt sie mir einen Finger vor die gebrochene Nase. Ihre Wangen wurden rot. Kam nicht an meine linke Wange heran, jedoch war es eindeutig, wie unangenehm ihr das Thema war.

»Okay, für heute lass ich es sein. Aber morgen kommst du nicht drumherum. Sobald die Kopfschmerzen weg sind, kann ich ein paar spannende Geschichten gebrauchen. Und du willst sie mir doch nicht verweigern, nachdem mir das angetan wurde.«

Demonstrativ deutete ich mit beiden Händen auf mein Gesicht, setzte dabei einen mitleiderregenden Blick auf. Ich wusste schon immer, wie ich meine Schwächen in Vorteile umwandelte. War nicht nett, aber wenn ich dafür ein paar ablenkende, pikante Geschichten zu hören bekam, konnte ich gut damit leben.

»Das ist ziemlich gemein von dir.«

»Und von dir, mir so einen Brocken hinzuwerfen und zu erwarten, ich springe nicht darauf an.«